

Wolfgang Bauer, Anarchist und Meister der literarischen Provokation, ist bürgerlich geworden. In Wien hat sein Klassiker „Change“ Premiere.

Runderneuert

Wie sich ein Schocker zum Dichterfürsten wandelte

Wohnungen waren im Werk des Wolfgang Bauer schon immer von großer Bedeutung. Der verwüstete bürgerliche Salon als Kriegsschauplatz in „Magic Afternoon“. Die Wohnhöhle des Dichters voller

Gespenster und Schreckensvisionen in „Ach, armer Orpheus“. Bauers eigener Lebensraum hingegen ist, einigermaßen erstaunlich, am besten mit dem Wort „adrett“ zu skizzieren.

110 Quadratmeter im besseren Grazer Viertel St. Leonhard, sorgsam in Blau und Pastellgrün gehalten. Antiquitäten, erstklassige Kunst von Frohner, Kippenberger, Franz Ringel und dem fraglos begabten Maler Wolfgang Bauer an den Wänden. „Ich bin heute ein bürgerlicher Mensch“, charakterisiert sich der Mann, dessen radikal antibürgerliche Stücke das Land in den Sechzigern und Siebzigern ebenso in Aufruhr versetzten wie sein Lebenswandel.

Mordkomplott. Die tosenden, bis heute von ehrfurchtsvollen Beisel-Legenden umwobenen Zeiten ereilen ihn jetzt in der Gestalt seines Klassikers „Change“ (Premiere am 29. Oktober im Josefstadt-Studio Rabenhof): Man schrieb 1968. Der Welterfolg „Magic Afternoon“ lag gerade ein Jahr zurück, da wurde dem literarischen Jungstar eine faszinierende Geschichte zugetragen: Der Dichter Konrad Bayer habe im illuminierten Kreis der Sub-

kultur-Lokale die methodische Zerstörung seines Freundes Padhi Frieberger konzipiert. Mit vereinigter Medien- und Szenemacht sollte der junge Maler erst zum Star aufgebaut, dann aber fallengelassen und in den Selbstmord getrieben werden. Der Plan blieb Theorie: Bayer brachte sich Mitte der sechziger Jahre um, und Frieberger ist noch heute als hochvitaler Gespenst der Anarchie in der Wie-

ner Szene unterwegs. Frieberger („Ich bin ein Schamane“) leibhaftig im NEWS-Gespräch: „Die Geschichte stimmt. Der Konrad Bayer war mein Freund. Doch dann hat er sich in seinem paranoiden Dünkel gegen mich gewandt, weil er gespürt hat, daß ich der Stärkere war. So ist es gekommen, wie es kommen mußte: Seine Bosheit und Gemeinheit hat sich gegen ihn gewandt, und jetzt ist er tot.“

Von Bayers Schnapsidee blieb ein exzellentes Theaterstück, das nun von Karl Welunschek – zuletzt als Ursula Kobans Lebensgefährte vielgenannt – inszeniert wird. Die Ereignisse um den zur Vernichtung freigegebenen Maler Blasius Okopenko sind in die Gegenwart verlegt, und doch mußte kaum ein Wort des Textes verändert werden, rühmt Welunschek. So wenig hat sich am Zynismus der Szene geändert.

Bauer neu. Der einzige, der sich einer radikalen Runderneuerung unterzogen hat, ist Wolfgang Bauer selbst. Ein Herr von einundfünfzig auf dem Weg zum Dichterfürsten, seit zwölf Jahren mit einer gelernten Zuckerbäckerin verheiratet, von neun Uhr morgens bis zum frühen Nachmittag diszipliniert schreibend: Bauers Exzesse finden inzwischen an einem neuen Schauplatz statt. „Die Anarchie ist nur noch in meinem Kopf. Wenn ich schreib, bin ich gar nicht ich selber. Ich ruf' es ganz aus der Tiefe.“ Pause. „Ich bin bürgerlich, weil ich es sein muß. Sonst würd' ich wohl nicht mehr leben.“ So wie die Freunde aus den wilden Jahren, die ihm zuletzt in beängstigender Zahl abhanden gekommen sind: Der Dichter Joe Berger, der als wüster und genialer Störenfried sein Leben ausbeutete, bis nichts mehr übrig war. Oder der Regisseur Horst Zankl, dessen Fernsehinszenierung der Bauerschen „Gespenster“ einst einen nationalen Aufruhr verursachte und dessen Herz die Mißhandlungen durch den Alkohol nicht mehr



„Change“ im Rabenhof: Heinz Weixelbraun (hier umsorgt von Brigitte Kren) ist der Maler Blasius Okopenko, der in den Selbstmord getrieben werden soll.



Exzesse in der Kultur-Mafia: Heinz Weixelbraun (Blasius) hat es sich in der trügerischen Zuwendung der Szene bequem gemacht. Doch die Bombe tickt ...

AB 29. OKTOBER

„Change“

von Wolfgang Bauer. Theater im Rabenhof. Beginn: 19.30 Uhr.



Wolfgang Bauer daheim im Grazer Appartement: Das monumentale Bild an der Wand hat er selbst gemalt.

ertrag. Das war vor fünf Jahren – und die Trauerfeier begann im Beisel und endete im Arrest: Als Hommage an die großen Zeiten der Grazer Boheme hatte Bauer seine im Freundeskreis legendäre Nummer „Der Sturz vom Barhocker“ wieder und wieder aufgenommen. Und wahrhaftig: Die Kellner von 1987 machten es wie die Kellner von 1968 und riefen die Polizei. Auf daß das alte Erfolgsprogramm „Widerstand gegen die Staatsgewalt“ noch einmal angesetzt werde. Es war das letzte Mal, an eine Prolongierung ist nicht gedacht.

Entsprechend sind auch Bauers neue Stücke: Surreale Grenz-

gänge zwischen Realität und Traum, die mit den hyperrealistischen Schockern von einst nichts mehr gemeinsam haben. Nichts Leichtkonsumierbares, schon gar nichts Leichtverkäufliches. Vor allem in Deutschland immer wieder gespielt, aber keine Publikumsreißer, die einem Dramatiker seines Ranges ein angemessenes Leben sichern.

Um die Existenz. Bauer, den immerhin der weltberühmte Avantgarde-Regisseur Peter Selars als Vorbild angibt: „Ich habe in meinem ganzen Leben nur zwei Jahre lang von meinen Stücken leben können, das war in den späten sechziger Jahren, zu

Zeiten von ‚Change‘ und ‚Magic Afternoon‘. Mein Leben ist ein finanziell riskantes Spiel. Ich lebe im wesentlichen von Film- und Fernsehweiterholungen.“ Der ORF hat ihm zuletzt für anderthalb Jahre Arbeit an der Serie „In Zeiten wie diesen“ den Bettel von 360.000 Schilling überwiesen und das Ergebnis durch Schnitte auch noch entstellt. „Existenzängste“, sagt Wolfgang Bauer, „lasse ich lieber gar nicht erst aufkommen. Nur die Ideen dürfen mir nicht ausgehen. Und pausenlos arbeiten muß ich. Einen 700-Seiten-Roman kann ich mir nicht leisten.“

HEINZ SICHROVSKY

INTERVIEW



KARL WELUNSCHKEK
über „Change“
und seine Pläne.

„Die Gemeinheit ist unverändert“

NEWS: Warum spielt man heute „Change“?

Welunschek: Das ist ein Klassiker, ewig gültig wie der „Hamlet“. Die Gemeinheit dieser Berufsästhetiker aus der Wiener Szene hat sich überhaupt nicht geändert. Es gibt diese Figuren alle noch: die mafiosen Kunsthändler und die gemütlichen vierzigjährigen Kulturjournalisten, die in Wirklichkeit Mörder sind, und die Yuppies, die es in der Kunst irgendwie hinaufschwemmt.

NEWS: Man hat von Ihnen gehört, daß Sie Hans Gratzers Schauspielhaus übernehmen wollen.

Welunschek: Stimmt. Dieser Mann spielt die abgelegten Stücke, mit denen die Verlage hausieren gehen und die kein anderes Haus aufführen will, und hat daher folgerichtig

„In der Wiener Kulturszene herrschen Zustände wie bei der Mafia!“

gerade 20 Prozent Auslastung. Es stützt ihn nur noch eine Journalistenclique. Aber wenn das ein interessantes Haus sein soll, habe ich am Theater nichts mehr verloren.

NEWS: Sie sind von Ursula Koban, der Mutter Ihres Kindes, schon wieder getrennt?

Welunschek: Ich habe das als mein großes Projekt des letzten Jahres verstanden: Sie ist jetzt seit 22 Monaten gesund, von den Drogen völlig herunter. Ich wollte, daß sie unter den Lebenden bleibt, und jetzt ist meine Aufgabe erfüllt.

NEWS: Sie stehen auch nicht gerade im Ruf eines maßvollen Menschen.

Welunschek: Ich bin seit fünf Monaten für alle Zeiten weg vom Alkohol und fühle mich gerüstet für neue Aufgaben.

Die Szene hat gewechselt

„Change“ von Wolfgang Bauer im Wiener Rabenhof

„Change“: Wolfgang Bauers 1969 im Wiener Volkstheater erstmals vorgestelltes Geniestück erzählt vom phantastischen Aufstieg eines Jungmalers im Wiener Milieu von damals. Als Remake in der Josefstadt-Außenstation „Rabenhof“ erweist es seine zeitlose Bühnentauglichkeit – weil es eine gute „G'schicht“ glasklar, gleichermaßen analytisch und witzig erzählt.

Wer das nervenkitzelnde neue Kabarett liebt, kommt zumindest nach der Pause auf seine Rechnung. Wer an die Anmaßung, Lebensgier, Frauenverachtung damaliger Kunstbanden zurückdenkt, zweifelt, ob die alten Affekte durchschlagen. Wolfgang Bauer schrieb mit sein Lehrbeispiel zur damals avanciertesten Kunstsoziologie für Zuschauer, denen Adorno/Horkheimers „Dialektik der Aufklärung“ eine Bibel war. Und er schrieb lächelnd darüber hinweg, indem er zeigte, wie der

junge wilde Künstler namens Blasi Okopenko – ein Alter ego – den Mechanismus der Marktmanipulation und Kunstwertetablierung hohnlacht, schändet, buchstäblich killt.

Nicht Bauers Stück ist inzwischen alt, müde, phantasielos geworden, sondern die Szene. Aus- und Aufbrüche gegen Etabliertes wirken lächerlich, weil alles erlaubt und bereits versucht wurde. Die damalige Förderungsmaschinerie, in der ein Kunstfachmann noch ein Motor war, wich der sogenannten Kulturpolitik, konkret: den anonymen Jurien, den kulturpolitischen Ministerberatern, dem Service befreundeter Ämtern, den Stammtischen der In-Lokale.

Den ärmsten und zugleich anspruchsvollsten Jungen steht heute kein Mann-gegen-Mann-Ring mehr offen. Letzthin soll sich spätabends bei „Oswald und Kalb“ in Wien ein junger Subven-

tionswerber vor der Kulturstadträtin Pasterk buchstäblich niedergekniet haben ...

„Change“ in Karl Welunscheks Regie: ein erotisch scharf zelebriertes Milieugedicht. In einem zuerst danebengegangenen Bühnenbild – einer atmosphärelosen Wohnküche –, mit einem nie warmlaufenden Peter Moucka als Fery, der dem zynischen Menschenexperiment selber zum Opfer fällt, das er als Macher gegen den Künstler ersinnt.

Dieser Blasi Okopenko aber ist im Nerven- und Hautkleid heutiger Junger Wilder eine Wucht. Johannes Sailern als Kunstkritiker „Otto Reicher“, Dominik Glaubitz in einer Maske aus dem heutigen Wiener Showbiz und Brigitte Kren als gierig-geiles Mutterl eines Gruppies namens Elke Hartmann hätten auch Anno dazumal Beifall verdient. Sie sind heute hervorragende Statisten in einem Avantgarde-Museum. hai

KULTUR

Rabenhof: Wolfgang Bauers „Change“ Fast schon „Klassiker“

Foto: Foto Palffy

Wenn ein Theaterschocker nach 25 Jahren der verklärenden Erinnerung standhalten muß, droht die Stunde der Wahrheit. Besteht er allerdings die Prüfung, ist er auf dem Weg zum Klassiker. Wolfgang Bauers „Change“ ist ein solcher Fall, wie die Premiere in der Josefstadt-Dependance „Rabenhof“ beweist.

Die Kulturschickeria spielt Menschenvertilgen: Der Hobby-Maler Blasius Okopenko soll mit vereinter Szenemacht erst aufgebaut, dann aber fallengelassen und in den Selbstmord getrieben werden. Das Stück sitzt zum Fürchten gut. Weder die Botschaft noch die Sprache sind nennenswert gealtert.

Regisseur Karl Welunskék – er gastiert mit seinem „Wiener Ensemble“ im Rabenhof – ist zu allererst ein vorzüglicher Karikaturist. Heinz Weixelbraun (Blasius), Dominik Glau-bitz, Johannes Seilern und die fulminante Brigitte Kren setzen satirische Großtaten.

Doch reicht die Aufführung noch in ganz andere Tiefen: Elke Hartmann (als Mehrzweckobjekt des Männerbundes) und Peter Moucka (als seelisch zerrütteter Urheber des Mordkomplotts) zeigen großes tragisches Theater.

Heinz Sichrovsky



● BRÜSSELS THÉÂTRE DE LA MONNAIE steckt in einer schweren Krise: Seit Monaten ringt der neue Direktor Bernard Focroulle, der Nachfolger Gérard Mortiers, um die Weiterführung des Opernbetriebs, da ein Schuldenstand von umgerechnet rund 120 Millionen Schilling nicht mehr abzudecken ist. Der Verwaltungsrat fordert nun die Schließung des Hauses. Die Schuld trägt vor allem die Stadt Brüssel, die längst zugesagte Subventionen zurückhält; dem zu den Salzburger Festspielen übersiedelten Gérard Mortier wirft man „überzogene Produktionskosten“ vor.



Wolfgang Bauers Zerrüttete: Elke Hartmann in Bauers „Change“

Ein Bürgerschreck, der zahnlos wurde

Wien: Karl Welunschek inszenierte Wolfgang Bauers „Change“ im Rabenhof

Ein bißchen Theaterdonner als Vorspiel, die Beschimpfung als Eigenpromotion. Karl Welunschek, der Begründer und Leiter des Wiener Ensembles, veranstaltete vor der Premiere seiner Inszenierung von Wolfgang Bauers „Change“ einen medialen Rundumschlag gegen die Kollegen von den Wiener Mittelbühnen. Ein besonderer Dorn im Auge war ihm dabei Hans Gratzers Schauspielhaus, jene Bühne, in die Welunschek einst mit dem Wiener Ensemble einziehen wollte.

Wer solche vollmundigen Erklärungen abgibt, muß sich seiner eigenen Sache sehr sicher sein. Wolfgang Bauers „Change“ als Erfolgsstück für die neunziger Jahre, zurück zu den Riten, als sich heftiger Alkoholkonsum, Partnertausch, künstlerische Allmächts-Phantasien als die Früchte der Freiheit genießen ließen. „Change“, 1969 am Wiener Volkstheater mit großem Erfolg uraufgeführt, war das Schlüsselstück einer Generation, die da ihre Bürgerschreck-Phantasien auslebte.

Kein Zweifel, das Stück hat über die

Jahre seine Theatervitalität erhalten. Es ist reich an Action, die kraftlackelnde Konfrontation wird auf breiter Front betrieben. Szenen aus dem Leben, in derbem Realismus gereicht, kriegen partiell Comic-Charakter. Es ist durchaus unterhaltsam, bei den gruppendynamischen Konfrontationen zuzusehen. Welunschek stellt einen bunten, grellen Bilderbogen zusammen, bei dem er auch die Zeiten mischt. Blasi ist mit Schnurlos-Telefon unterwegs und spielt CD-Platten, gleichzeitig versinkt die Gruppe in den styroporkugelgefüllten Sitzsäcken von anno dazumal.

Was die Regie allerdings nicht vermag: Bei allem heißen musikalischen Bemühen, mit Walzerklängen in den Umbaupausen das Tempo anzukurbeln, verläuft sich die Aufführung ins Umständliche und ins Breiige. Welunschek ist so verliebt in einzelne Gags (etwa den Diavortrag), daß er nicht bemerkt, wie ihm der Rhythmus abhanden kommt und sich die Zwangsläufigkeit des Geschehens verflüchtigt. Bitte kürzen!

Aber nicht genug damit. Einzelne Szenen wirken ziemlich dilettantisch und unkonzentriert, einiges schlecht einstudiert. Wieso geht die Krankenschwester zuerst links aus dem Zimmer, um dann rechts wieder hereinzukommen? Einige aus Welunscheks bewährtem Ensemble, etwa Brigitte Kren als Frau Sedlacek, Dominik Glaubitz als Antoine, üben sich wenig erfolgreich in der Kunst der Schmiere.

Immerhin sind die Hauptdarsteller ein guter Griff. Leichtgewichtig und naiv muß er sein, furios und unbändig werden. Die aktionistische Himmelfahrt des St. Pöltner Malgenies Blasi zu Ruhm und Ehre verlangt gebündelte Tatkraft und hemmungslose Aggression. Heinz Weixelbraun ist als Blasi ein charmanter Diktator. Auf der Strecke bleibt der superkluge Fery, der selbst in die Falle geht, die er gebastelt hat: Das Schwere-nötertum Peter Mouckas paßt ganz gut. Elke Hartmann (Guggi) vermag die Wandlungen ihres Liebeslebens mit Lust, Coolness und Lebendigkeit zu durchgehen.

Alfred Pfoser

Salzburger Nachrichten
Salzburg
31. Okt. 1992
S. 7

Die Presse, Wien

31. Okt. 1992

Die Szene hat gewechselt

„Change“ von Wolfgang Bauer im Wiener Rabenhof

„Change“: Wolfgang Bauers 1969 im Wiener Volkstheater erstmals vorgestelltes Geniestück erzählt vom phantastischen Aufstieg eines Jungmalers im Wiener Milieu von damals. Als Remake in der Josefstadt-Außenstation „Rabenhof“ erweist es seine zeitlose Bühnentauglichkeit – weil es eine gute „G'schicht“ glasklar, gleichermaßen analytisch und witzig erzählt.

Wer das nervenkitzelnde neue Kabarett liebt, kommt zumindest nach der Pause auf seine Rechnung. Wer an die Anmaßung, Lebensgier, Frauenverachtung damaliger Kunstbanden zurückdenkt, zweifelt, ob die alten Affekte durchschlagen. Wolfgang Bauer schrieb mit sein Lehrbeispiel zur damals avanciertesten Kunstsoziologie für Zuschauer, denen Adorno/Horkheimers „Dialektik der Aufklärung“ eine Bibel war. Und er schrieb lächelnd darüber hinweg, indem er zeigte, wie der

junge wilde Künstler namens Blasi Okopenko – ein Alter ego – den Mechanismus der Marktmanipulation und Kunstwertetablierung hohnlacht, schändet, buchstäblich küllt.

Nicht Bauers Stück ist inzwischen alt, müde, phantasielos geworden, sondern die Szene. Aus- und Aufbrüche gegen Etabliertes wirken lächerlich, weil alles erlaubt und bereits versucht wurde. Die damalige Förderungsmaschinerie, in der ein Kunstfachmann noch ein Motor war, wich der sogenannten Kulturpolitik, konkret: den anonymen Jurien, den kulturpolitischen Ministerberatern, dem Service befreundeter Ämtern, den Stammtischen der In-Lokale.

Den ärmsten und zugleich anspruchsvollsten Jungen steht heute kein Mann-gegen-Mann-Ring mehr offen. Letztlich soll sich spätabends bei „Oswald und Kalb“ in Wien ein junger Subven-

tionswerber vor der Kulturstadträtin Pasterk buchstäblich niedergekniet haben...

„Change“ in Karl Welunscheks Regie: ein erotisch scharf zelebriertes Milieugedicht. In einem zuerst danebengegangenen Bühnenbild – einer atmosphärellosen Wohnküche –, mit einem nie warmlaufenden Peter Moucka als Fery, der dem zynischen Menschenexperiment selber zum Opfer fällt, das er als Macher gegen den Künstler ersinnt.

Dieser Blasi Okopenko aber ist im Nerven- und Hautkleid heutiger Junger Wilder eine Wucht. Johannes Sailern als Kunstkritiker „Otto Reicher“, Dominik Glaubitz in einer Maske aus dem heutigen Wiener Showbiz und Brigitte Kren als gierig-geiles Mutterl eines Gruppies namens Elke Hartmann hätten auch Anno dazumal Beifall verdient. Sie sind heute hervorragende Statisten in einem Avantgarde-Museum. hai